

Interview:

Erziehungsberatung in Waldorfschulen?

Im Gespräch mit dem Erziehungs- und Familienberater
Christian Schlooss

Ist eine Erziehungsberatung oder Jugendseelsorge in einer Schule notwendig?

CS: Aus Gesprächen mit Klassenlehrern und den Lehrern der Oberstufe weiß ich, dass diese Frage umstritten ist. Allerdings weiß ich auch, dass man sich an den Schulen oft sehr schwer tut, auf die Verhaltensauffälligkeiten von Kindern und Jugendlichen angemessen zu reagieren.

Ist dafür die Schule überhaupt noch zuständig? Wo liegt die Grenze der Zumutbarkeit?

CS: Eine große Anzahl von Lehrern halten die Arbeit eines Erziehungsberaters für eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer Schule. Man ist der Auffassung, dass diese Aufgabe von dafür ernannten Lehrern übernommen werden kann. Es sind immer nur einzelne Lehrer oder Eltern, die an einem solchen Hilfsangebot interessiert sind und sich dafür engagieren. Meistens sind es Lehrer, die sich aus freien Stücken auch den nichtschulischen Lebensproblemen der Jugendlichen widmen.

Können Sie die Aufgabe eines Erziehungsberaters skizzieren?

CS: Ein Beispiel aus meiner Arbeit: Frank, 17 Jahre, lebte alleine in einer kleinen Wohnung in der Nähe einer Waldorfschule. Die Eltern waren geschieden. Der Vater sorgte für das Geld zum Wohnen und Essen. Der finanzielle Rahmen war sehr eng gesteckt. In der Klasse war Frank ein Außenseiter. Ganz offensichtlich schlief er zu wenig. Nachts fuhr er mit dem Fahrrad lange Strecken. Um sich wach zu halten, trank er große Mengen Kaffee. Zu seinem Vater hatte er keinen Kontakt. Zur Mutter durfte er nicht fahren. Er war unerwünscht. Frank vereinigte zunehmend.

Mein erster Kontakt zu diesem Jungen war eher zufällig. Er ist mir im Treppenhause der Schule über den Weg gelaufen. Er ging etwas hastig und machte andererseits einen depressiven Eindruck auf mich. Er war sehr überrascht, als ich ihn ansprach. Es war schwierig, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Offensichtlich war er es nicht gewohnt, offen und direkt mit einem Menschen zu sprechen.

In der Schule sprach ich mit einem Lehrer der Oberstufe. Zwar wusste er, dass Frank alleine wohnte, aber er hatte nicht das Gefühl, dies hinterfragen zu müssen, weil Frank ein guter Schüler war. Ich berichtete, dass er wegen Geldmangel ausziehen müsse und deshalb ein Zimmer suche. Ich schlug die Möglichkeit der Unterbringung in einer geeigneten Pflegefamilie vor, habe Frank bis durch die Prüfungen der Mittleren Reife hindurch – auch mit Nachhilfestunden – begleitet. Dass Frank es geschafft hat, verdankt er der aufgeschlossenen und kooperativen Pflegefamilie.

Diese Fälle kommen öfters vor. Einsamkeit und depressiv-resignative Stimmungen bedingen sich gegenseitig und verschärfen sich. Daraus entstehen Angststörungen vielfältiger Art.

In solche Situationen kommen durchaus auch Jugendliche, die zu Hause bei ihren Eltern wohnen. So zum Beispiel Claudius. Er kam mit 15 Jahren von sich aus zum ersten Mal in meine Sprechstunde. Er erzählte: »Ich kam um halb zwei aus der Schule und war saumüde. Ich fühlte mich genervt und richtig fertig. Am liebsten hätte ich jetzt mit jemandem geredet.«

Meistens sind die Eltern nicht darauf vorbereitet, jetzt in der Pubertät auf dieses Bedürfnis eingehen zu können. Sie machen weiter nach dem Prinzip, dass sie das Sagen haben und bestimmen. Aber das will der Jugendliche nicht mehr. Er möchte sich auf der Ebene der Vorurteilslosigkeit kundtun. Er möchte ernst genommen werden und macht immer öfters die Erfahrung, nicht verstanden zu werden.

Die Pubertätszeit setzt bei den Erziehenden neue Fähigkeiten voraus, vor allem die Fähigkeit, auch mit ungewöhnlichen, ja extremen Situationen umzugehen.

Suchen die Eltern nach Rat, wenn das gemeinsame Leben mit den Kindern ins Stocken geraten ist?

CS: Dass die Eltern von sich aus Rat suchen, ist noch relativ selten. Meist kommt ein äußerer Anlass dazu. Da gäbe es bei den Eltern noch viel Aufklärungsarbeit zu leisten, über die Möglichkeiten, mit einem Berater zu sprechen.

Aber lassen Sie mich nochmals auf Claudius zurückkommen. Seine Aussagen sprechen für sich: »Mein Vater war zu Hause, und als ich ins Wohnzimmer kam, las er Zeitung. Ich sagte ›Hallo‹ und setzte mich neben ihn aufs Sofa. Er reagierte gar nicht. Ich stieß ihn an. ›Was gibt's‹, fragte er. ›Ich will dir etwas erzählen‹, sagte ich. ›Aber ich lese doch‹, sagte er. ›Na ja, schon gut‹, sagte ich und ging hinaus.«

Claudius erzählte weiter, dass sich das öfters wiederholte. Seine Mutter fragte ihn, wie es in der Schule war. »Wenn ich sagte ›gut‹, war sie zufrieden.« Claudius fühlte sich oft schlecht, traurig und einsam. Er kam vorerst ohne Wissen der Eltern zu mir. Enttäuschung und Resignation beherrschten seine Stimmung.

Dieser Stimmungswandel im Laufe der 9. Klasse war auch seinen Lehrern aufgefallen. Claudius' Mitarbeit beschränkte sich auf Stillschweigen. Die Eltern wurden in die Schule geladen und sein Leistungsabfall besprochen. Zu Hause

folgten die Vorwürfe der Eltern. Die Lehrer für Englisch und Mathematik besprachen sich dahingehend, mehr Druck auszuüben, ihm mehr abzuverlangen. Claudius war durchaus intelligent, nur wurde er für willensschwach gehalten.

Die Eltern wussten mit dem Problem nicht mehr umzugehen, weil Claudius sich immer mehr zurückzog und nicht mehr angesprochen werden wollte. Dadurch kommt schnell eine Spirale des Drucks in Gang, es kommt zu Streitigkeiten zwischen Schule und Elternhaus. Die Schule übt Macht aus, die Eltern wehren sich aus Hilflosigkeit. Eine Eurythmielehrerin hatte Zweifel, dass diese Waldorfschule noch die richtige Schule für Claudius sei.

Claudius fühlte sich in diesem System überfordert, mit den Eltern darüber zu sprechen, dass er ohne ihr Wissen zu mir kam. Er hatte Angst vor seiner Zukunft und war voller Misstrauen gegenüber seinen Eltern und Lehrern. Zuweilen hatte er deutliche depressive Verstimmungen mit Gefühlen der Hoffnungslosigkeit, verbunden mit Angstsymptomen. Wir trafen uns in der Stadt, da er Angst hatte, von Leuten gesehen zu werden, die den Eltern darüber erzählen könnten. Die andere Seite war, dass er zum Klassenkasper wurde und allen Blödsinn mitmachte. Dies alles waren deutliche Zeichen seiner inneren Auswegslosigkeit.

Hatten Sie Kontakt zu den Eltern?

CS: Ich hatte schon einige Wochen, nachdem Claudius zu mir gekommen war, den Kontakt zu den Eltern gesucht. Auch sie fühlten sich überfordert und unsicher. Ich meldete mich bei den Lehrern und bat um einen Gesprächstermin. »Darüber muss erst die Konferenz beschließen«, war die Antwort. Die Verständigung zwischen Eltern und Schule drohte abzubrechen. Es hagelte auf beiden Seiten Vorwürfe. Dann kam ein Gespräch mit dem Vertrauenslehrer zustande. Ergebnis: Claudius sei nicht mehr tragbar, die Eltern streitsüchtig, uneinsichtig und nicht kooperativ. Auf beiden Seiten lagen massive Vorurteile und Missverständnisse vor. Die Machtkämpfe und gegenseitigen Drohungen gingen weiter. Dass die Eltern Claudius von der Schule nehmen sollten – diesen Stress konnten die Eltern nur mit Gegendruck beantworten.

In solchen Konfliktsituationen kann ein erfahrener Erziehungsberater weiterhelfen.

Es folgte ein weiteres Gespräch mit den Lehrern, und ich konnte ein wichtiges Ziel erreichen: Bis zu einer endgültigen Entscheidung wurden noch vier Wochen Zeit gegeben. Allerdings muss ein Schulwechsel nicht in jedem Fall ein Unglück sein.

Konnten Sie im Gespräch mit Claudius etwas bewegen?

CS: Langsam. Claudius erzählte dann seiner Mutter mehr und mehr von den Gesprächen mit mir. Besonders schlimm waren die Schuldzuweisungen. Man war gekränkt, verletzt.

Der »Fall Claudius« ist aber kein Einzelfall.

Der Schritt von der Meinungsverschiedenheit zum Zerwürfnis ist sehr klein. Er erfolgt durch emotionale Übergriffe auf den Streitpartner. Das können Ängste sein, nicht mehr die richtigen Argumente zu haben. Daraus entsteht Hilflosigkeit und schließlich Mutwilligkeit, das heißt, man will um alles in der Welt Recht bekommen. Dann können zum Beispiel unbewusst aufgestautes Misstrauen oder Emotionen aus früheren Verletzungen und Kränkungen hinzukommen. Meistens steht gar nicht mehr das ursprüngliche Thema des Streites im Vordergrund, sondern das destruktive Miteinander-Umgehen. Bewusst verletzende Vorwürfe sind dann die Spitze der Konfliktspirale.

Der Erziehungsberater kann dann meist nur noch Schadensbegrenzung betreiben. Es wäre deshalb sehr wünschenswert, wenn er von Anfang an mit »im Boot« säße. In dieses Boot gehörten in diesem Fall Claudius, die Eltern, Lehrer, eventuell auch Freunde von Claudius und der Berater.

Es hat sich später herausgestellt, dass bereits ein latenter Unmut bei den Lehrern über sein Verhalten entstanden war; das war lange bevor Claudius von sich aus zu mir kam. Also verlorene Zeit und verpasste Gelegenheiten.

Wie wirkt sich denn dieses Verschlafen, Verschleppen von Problemen aus?

CS: Ich habe von Eltern oft den Vorwurf gehört: Warum hat sich die Schule nicht früher gemeldet? Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass die Gespräche oft erst beginnen, wenn es fast schon zu spät ist. Auch hier wäre die Mitarbeit eines Erziehungsberaters hilfreich. Er wäre ja möglicherweise der erste Ansprechpartner, bevor es im Kollegium – meist viel zu spät – zu der Entscheidung kommt, weitere Kontakte zu knüpfen.

Was könnten Lehrer dazu beitragen?

CS: Die Frage ist: Wann wird eine Frage zum Problem? Die Fragestellung, die einen Schüler betrifft, wird oft alleine schon durch diese Verzögerungen problematischer.

Meine Beobachtung ist, dass Lehrer, die dreißig bis achtunddreißig Kinder zu unterrichten haben und einen Lehrauftrag von oft mehr als zweiundzwanzig Stunden bewältigen müssen, nicht mehr die Nervenkraft übrig haben, zu hinterfragen, warum ein Kind oder Jugendlicher zum Beispiel blass ist oder hyperkinetische oder aggressive Verhaltensweisen zeigt. Das ist auch nicht einfach herauszufinden. Oft sind auch größere Familienkonflikte der Hintergrund. Was sollte denn ein Lehrer noch alles tun!

Es gibt oft destruktiven Streit zu Hause über Monate und Jahre und dann die Scheidung. Oder der Vater oder die Mutter erkranken schwer. Es ist kaum zu glauben, wie die Familienmitglieder dicht halten. Sie wollen nichts hinaus tragen oder gar um Hilfe bitten, schon gar nicht in der Schule. Da stehen die Lehrer in den Gesprächen mit den Eltern oft vor Rätseln. Sie stehen wie vor einer Mauer, vor allem dann, wenn noch die schlechten Noten und die schlechte Mitarbeit

erwähnt werden. In einer gestressten Familiensituation muss dies als Vorwurf aufgefasst werden.

Wie könnte ein Konzept aussehen, wenn ein Erziehungsberater in der Schule mitarbeitet? Gibt es bestimmte Voraussetzungen?

CS: Ein gutes Vertrauensverhältnis mit dem Kollegium ist Voraussetzung. Manche Lehrer akzeptieren zwar, dass es familiäre Probleme bei den Schülern gibt, meinen aber, dass solche Probleme nichts in der Schule verloren haben. Natürlich ist das Aufdecken und Lösen eines Familienproblems nicht Auftrag der Lehrer. Die andere Seite: Die Kinder werden eben auch problematisch. Deswegen der Erziehungsberater.

Eine weitere Voraussetzung ist ein Raum, den der Berater für sich hat. Dafür gibt es einen wichtigen Grund: Arbeitet ein Erziehungsberater kontinuierlich an einer Schule mit, so sollen ihn vor allem die Schüler kennenlernen. Das geschieht nur langsam. Da muss Vertrauen aufgebaut werden. Es ist gut, wenn sich der Erziehungsberater den Klassen ab etwa siebter oder achter Klasse vorstellt und den Schülern etwas von sich und seiner Arbeit erzählt.

Den Kindern und Jugendlichen muss klar werden, dass sie ihn aufsuchen dürfen, auch oder gerade dann, wenn schon alles ausweglos scheint. Es ist wichtig, dass sie dies tun können, ohne dass irgend jemand davon erfährt. Es gehört also so etwas wie ein Briefkasten dazu. Dann kann man sich auch in einem Café in der Stadt treffen.

Ein Jugendlicher hat natürlich eine Hemmschwelle, von sich aus einen Berater anzusprechen. Ganz entscheidend ist hier das Vertrauensverhältnis zwischen dem Kollegium und den Beratern. Es ist für den Schüler hilfreich, wenn er sich in dieses Vertrauensverhältnis eingebunden fühlt. Ein Jugendlicher spürt sofort, ob er sich diesem Einvernehmen anvertrauen kann.

Zum Glück ist bei einigen Lehrkräften in den letzten Jahren ein Bewusstsein davon entstanden, dass pädagogisch-soziale Hilfe für Jugendliche notwendiger geworden ist. Noch zu oft wird das Problem aus der Schule ausgelagert und den Eltern der Rat gegeben, eine städtische Beratungsstelle aufzusuchen. Das hat aus vielen Gründen oft nicht geklappt. Ein Grund ist der, dass die Lehrkräfte Problemfelder delegieren wollen, zu denen sie selber dazugehören. Aber ebenso sicher kommt der Problemkreis wie ein Bumerang auf die Schule zurück.

Andererseits gibt es Problemstellungen, bei denen der Berater vermittelnde Aufgaben übernimmt, z. B. zum zuständigen Rauschgiftdezernat und der Beratungsstelle für Jugendkriminalität und Gewalt. Hierher gehören auch die Kontakte zu Fachärzten und Kliniken, außerdem auch zu städtischen Einrichtungen wie Jugendamt, Sozialamt und Polizei. Für diesen wichtigen Tätigkeitsbereich braucht der Erziehungsberater Kenntnisse sowohl im Kinder- und Jugendrecht als auch in der Kinder- und Jugendpsychotherapie.

Wen möchten Sie mit diesem Gespräch ansprechen?

CS: Ich wünschte mir ein reges Echo von Pädagogen und Schulen, besonders auch von Eltern und am liebsten auch von Schülern und Ehemaligen. Interessierte Leser können direkt mit mir Kontakt aufnehmen.

Verfolgen Sie noch weitergehende Ziele?

CS: Ein Thema, das mir besonders am Herzen liegt, wäre die Frage nach einem möglichen inneren Übungsweg für einen Erziehungsberater und »Jugendseelsorger«. In diese Frage würde ich gerne auch Eltern und Lehrer miteinbeziehen.

Weiter wäre da die Frage, ob nicht auch »Elternschulen« gegründet werden können, in denen sich Eltern mit einem Berater treffen, um besondere Anliegen auszusprechen. Dieser Gedanke beruht auf der Erfahrung, dass Eltern oft wenig Kontakt untereinander haben und dennoch an denselben Problemen arbeiten. Besonders die Alleinerziehenden sitzen mit ihren beruflichen und erzieherischen Aufgaben meist ohne jegliche Hilfe zwischen allen Stühlen.

Die »Elternschule« soll geschaffen werden, um individuelle Probleme von Eltern und ihren Kindern zu besprechen. Der Erziehungsberater begleitet diese Gespräche und gibt Anleitungen. Es könnten auch Seminare stattfinden, wo über Kinderkrankheiten und deren Entwicklungsbedeutung mit einem Arzt gesprochen werden kann. Der eine oder andere Lehrer, der dazustößt, wäre hier hilfreich. Es müsste auch das Angebot von Einzelgesprächen geben.

Könnte ein Erziehungsberater auch in einem Waldorfkindergarten tätig werden?

CS: Das ist durchaus denkbar. Seine Aufgabe bestünde darin, einzelne Kinder im Vorschulalter in ihren Verhaltensweisen zu beobachten; natürlich auch auf Wunsch mit den Eltern zu sprechen. Aber es gilt hier dasselbe wie auch in den Schulen: Die Erzieher (Kindergärtnerinnen) führen die pädagogische Arbeit im Kindergarten oder Hort, ähnlich wie die pädagogische Konferenz an den Schulen das Herz der kollegialen Arbeit bildet.

Zum Autor: Christian Schlooss, geboren 1952. Studium der Anglistik, Ausbildung zum Journalisten, Kunstmaler und Diplom-Kunsttherapeut; Diplom-Graphologe mit Fachrichtung Entwicklungspsychologie, Psychotherapie, Paar- und Familienberatung. Seit zehn Jahren als Kunsttherapeut und Erziehungsberater in Schopfheim tätig.

Ein Beratungsmodell in Bochum wird in diesem Heft auf S. 614 ff. vorgestellt. Red.